



Feministische Momente in der Dritten Welt:  
Konzepte weiblichen Schreibens

in **Trinh, Minh-ha T.:**  
„Women, Native, Other: Writing Postcoloniality and Feminism“

Astrid Dreßler / Matr. №: 0305455 / Stud. Kennz.: 066 808 /

E - ✉: [astrid.dressler@chello.at](mailto:astrid.dressler@chello.at)

Geleiteter Lesekreis zu „Trinh, Minh-ha T. Women, Native, Other. Writing,  
Postcoloniality and Feminism“ / unter Leitung von Mag.<sup>a</sup> Dr.<sup>in</sup> Anna Babka /

Gender Studies / Universität Wien / Wintersemester 07/08

## Inhaltsverzeichnis

<b>1.</b>	<b>Einleitung .....</b>	<b>3</b>
<b>2.</b>	<b>Farbige, Frau, Schriftstellerin .....</b>	<b>5</b>
2.1.	Über Kategorien und Kategorisierungen.....	5
2.2.	Achsen der Intersektionalität .....	7
2.3.	The triple bind: dreifach gebunden.....	8
<b>3.</b>	<b>Weibliches Schreiben in der Geschichte .....</b>	<b>13</b>
3.1.	Warum Frauen nicht schreiben oder: Schreiben ist männlich .....	13
3.2.	Schreiben und Macht oder: Wie mündliche Erzählungen zu Wissenschaft werden.....	15
3.3.	Weiblich schreiben: unterschiedliche Konzepte .....	17
3.4.	Momente einer feministischen Schreibpraxis bei Trinh, Minh-ha T.....	20
<b>4.</b>	<b>Zusammenfassung.....</b>	<b>24</b>
<b>5.</b>	<b>Quellenverzeichnis .....</b>	<b>25</b>

## 1. Einleitung

Im Rahmen des Geleiteten Lesekreises an der Universität Wien im vergangenen Wintersemester habe ich mich ausführlich mit Minh-ha T. Trinh's Text „Women, Native, Other. Writing Postcoloniality and Feminism“ auseinandergesetzt.

Im Laufe der Geschichte, besonders aber im französischem Differenzfeminismus des 20. Jahrhunderts, sind spezifisch feministische weibliche Schreibpraxen zu beobachten, die von einem Verständnis der Geschlechterverhältnisse ausgehen, in dem es in der männlich besetzten Sphäre des Schreibens keinen Platz für Frauen gibt. Die hier genannten Theoretikerinnen wie Hélène Cixous, Luce Irigaray oder Julia Kristeva entwickelten eigene Konzepte, wie sie ihre Weiblichkeit im Schreiben umsetzen und zum Ausdruck bringen konnten.

Afroamerikanische Schriftstellerinnen wie bell hooks oder hattie gosselt, die ebenfalls ihre eigenen, allerdings zu den französischen Differenzfeministinnen abgegrenzten weiblichen Schreibstile entwickelten, werden in Trinh's Text häufig erwähnt und zitiert. Welche Konzepte weiblichen Schreibens vertritt Trinh? Wie werden diese in ihrem eigenen Text umgesetzt? Ist ein spezifischer Schreibstil zu erkennen?

Trinh setzt die Tätigkeit des Schreibens, besonders aber der Wissenschaftsproduktion und des öffentlichen Schreibens mit den Problemen in der Dritten Welt in Verbindung und hinterfragt, warum für viele weibliche Schriftstellerinnen ihre Autorinnenschaft mit Schuldgefühl gegenüber der gesellschaftlichen Gemeinschaft verbunden ist.

Mit welchen Problemen haben Frauen in ihrer Tätigkeit als Schriftstellerinnen zu kämpfen und welche Schwierigkeiten kommen hinzu, wenn sich die Faktoren der Diskriminierung überlappen? Welche besonderen Probleme kennzeichnen das Schreiben aus einer doppelt benachteiligten Position heraus, gleichzeitig schreibende Frau und nichtweißes Mitglied der Gesellschaft zu sein?

In dieser Arbeit möchte ich mich darauf konzentrieren, einerseits die Bedeutung von Kategorien auf das weibliche Schreiben im Verständnis von Trinh herauszuarbeiten und darzustellen, inwiefern sich verschiedene Identitätsfaktoren wie Geschlecht, Ethnie und soziale Klasse gegenseitig beeinflussen. Andererseits möchte ich mich besonders mit feministischen Momenten eines spezifisch weiblichen Schreibens befassen, mit den Schwierigkeiten, die es Frauen oft unmöglich gemacht hat und immer noch macht, publiziert zu werden.

Diese Probleme, die Trinh anführt, finden aber auch in Werken vieler anderer Theoretikerinnen und Schriftstellerinnen, wie zum Beispiel Virginia Woolf oder Sylvia Plath, Platz. Die Unmöglichkeit des Schreibens, mit der manche Schriftstellerinnen während ihres ganzen Lebens zu kämpfen hatten, die damit einhergehenden Unsicherheiten und Schuldgefühle stammen, wie Trinh deutlich macht, aber nicht nur aus dem Wunsch heraus, öffentlich anerkannt zu werden und eine/-n Verleger/-in zu finden, sondern entstehen auch durch Selbstzweifel.

Aus welcher Position heraus wird geschrieben? Wie steht die Tätigkeit des Schreibens zu den gesellschaftlichen Verpflichtungen wie Mutter- und Hausfrauenschaft, die mit der Rolle als Frau in einhergehen? Wie gehen besonders Frauen damit um, die nicht aus einer sozial privilegierten Schicht stammen?

Indem ich verschiedene theoretische Konzepte der Geschlechterforschung, besonders aber des weiblichen Schreibens aufeinander und auf Trinh's Text beziehe, möchte ich in dieser Arbeit wesentliche Momente von Feminismus in Bezug auf Textproduktion im Verständnis von „Women, Native, Other. Writing Postcoloniality and Feminism“ herausarbeiten und zur Diskussion stellen.

## 2. Farbige, Frau, Schriftstellerin

### 2.1. Über Kategorien und Kategorisierungen

Unsere Gesellschaft basiert auf zwei Mechanismen der Identitätszuschreibung: Einerseits passiert stets eine Einteilung von Individuen in bestimmte Kategorien. Diese Einordnung in bestimmte Strukturen geschieht meist von außen und kann aufgrund diverser biologischer oder soziologischer Merkmale erfolgen. Die Kategorien wie Geschlecht, Herkunft, Nationalität, Ethnie, Religion, Alter, Hautfarbe, Klasse, etc. bilden dabei fiktive Gruppen von Menschen, die aufgrund spezifischer gemeinsamer Merkmale als scheinbar in eben dieser Hinsicht ähnlich wahrgenommen werden. Diese Zuschreibungen passieren meist unbewusst.

Gewisse biologische oder soziologische Merkmale schaffen also einerseits Gemeinsamkeit. Dies muss nicht automatisch bedeuten, dass in den so geschaffenen Gruppen ein Zusammengehörigkeitsgefühl herrscht oder dass die einzelnen Individuen sich ihrer scheinbaren Gruppenzugehörigkeit überhaupt bewusst sind. Des Weiteren müssen diese Merkmale nicht einmal real präsent sein, sondern können lediglich fiktive Vorstellungen von und klischeehafte Zuschreibungen an etwas sein, wie die Begriffe „weiß“ und „of color“ deutlich machen. Denn niemand ist **wirklich** „weiß“. Somit kann auch eine Einteilung aufgrund dieses scheinbar körperlichen Merkmales als rein diskursive gesellschaftliche Entstehung gewertet werden.

Zuschreibungen zu gewissen Kategorien können von außen erfolgen, allerdings können sich auch die Individuen selbst als einer Gemeinschaft zugehörig fühlen, indem sie zum Beispiel kollektive Interessen vertreten, wie dies unter anderem im Feminismus und in der Frauenbewegung der Fall war. Vor dem Hintergrund gemeinsamer Ziele entsteht so ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Diese Selbstzuschreibung bestimmter Merkmale muss nicht unbedingt wegen gemeinsamer Ziele oder Interessen erfolgen. Auch Herkunft oder andere identitätsstiftende Elemente können Auslöser dafür sein.

Der zweite Mechanismus der Identitätszuschreibung, auf dem unsere Gesellschaft basiert, ist die Tatsache, dass aufgrund von Kategorisierungen immer auch Ausschlüsse produziert werden. Eine bestimmte Anzahl (die nicht definiert sein muss) von Menschen gehört einer bestimmten Gruppe an. Diese Gruppe ist meist nach außen hin geschlossen und grenzt sich klar von anderen Gruppen derselben Merkmalska-

tegorie ab. Die Gruppe der „Frauen“<sup>1</sup> zum Beispiel hat als gemeinsames kategorisierendes Merkmal das biologische Geschlecht, das jedes weibliche Individuum (eindeutig) dieser Gruppe zuordnen lässt. Gerade dieser scheinbaren „Eindeutigkeit“ kommt in unserer Gesellschaft ein enormer Grad an Bedeutung zu. In den häufigsten Fällen wird bei einer möglichen „Un-Eindeutigkeit“ eine Anpassung in Form von Normierung vorgenommen, um eine zweifelsfreie Zuordnung zu einer Geschlechtskategorie zu ermöglichen, vgl. zum Beispiel die operativen Eingriffe an Intersexuellen, die lange Zeit standardmäßig unmittelbar nach der Geburt vorgenommen bzw. wo den Eltern ein solcher „Eingriff“ nahegelegt wurde.

Auf der anderen Seite, und scheinbar undurchlässig für „Frauen“, befindet sich die Kategorie der „Männer“. Beide Kategorien sind voneinander abhängig und können nur durch die Existenz der jeweils anderen Bedeutung gewinnen. So definiert sich „Mann“ nicht nur aufgrund von biologischen Zuschreibungen an dieses Geschlecht, sondern eben auch in Unterscheidung vom gegenüberliegenden Geschlecht „Frau“. Ein „Mann“ ist also einerseits das, was biologisch („sex“) und durch soziale Merkmale („gender“) in einer Gesellschaft als „männlich“ verstanden wird, andererseits existiert der „Mann“ aber in Ablehnung von „weiblichen“ Merkmalen. Er definiert sich also auch darüber, **nicht** Frau zu sein.<sup>2</sup>

So wie diese Einteilungen in Kategorien innerhalb einer Gesellschaft Ausschlüsse produzieren – ein „Mann“ kann eben in der Kategorie der biologischen Geschlechtszuweisung nur dieser einen Gruppe angehören und nicht beispielsweise gleichzeitig „Frau“ sein; die Grenzen der einzelnen Gruppen sind gerade bei diesem Beispiel sehr undurchlässig –, gleichzeitig aber in Unterscheidung zum jeweils anderen existieren, sind sie auch durch Diskriminierung gekennzeichnet. Die dichotomen Kategorienpaare (männlich-weiblich, weiß-„of color“, jung-alt, etc.) stellen in ihrer gesellschaftlichen Auffassung jeweils eine der beiden Gruppen als der anderen überlegen dar bzw. sind die zugeschriebenen

---

<sup>1</sup> Ich will hier natürlich keineswegs behaupten, dass es eine derartige Gruppe tatsächlich gibt im Sinne von: alle Frauen sind in gewisser Weise gleich, nur weil sie im Verständnis der Gesellschaft dasselbe biologische Geschlecht haben. Ich will aber aufzeigen, wie identitätsstiftende Kategorisierungen im Alltag passieren und wie aufgrund von ihnen Ausschlüsse und Diskriminierung passieren.

<sup>2</sup> vgl. hierzu auch das strukturalistische Verständnis von Sprache von Ferdinand de Saussure (1916): In der Sprache gebe es keine Substanzen, sondern nur Differenzen. Die Bedeutung eines Wortes werde erst in der Differenz zu seinem Gegenstück deutlich. Am deutlichsten wird die differentielle Natur der Bedeutung am Beispiel binärer Gegensätze wie Frau/Mann, männlich/weiblich, Natur/Kultur, öffentlich/privat. Das Männliche gewinnt seine Bedeutung erst durch die Differenz zum Weiblichen.

Eigenschaften der Mitglieder einer der beiden Kategorien gesellschaftlich höher bewertet.

Welche die jeweils höher gestellte Kategorie darstellt, bestimmt der gesellschaftliche Diskurs. So ist in unserer westlichen Kultur in einer patriarchalen Familienordnung und einem phallogozentristischen<sup>3</sup> Weltbild „Mann“ gesellschaftlich höher gestellt als „Frau“, westliche Herkunft bedeutender als andere Ethnien. Auch die Verwendung von besitzanzeigenden Pronomina wie hier eben „unsere westliche Kultur“ macht Ausschlüsse deutlich. Indem ich den Begriff „unsere“ verwende, positioniere ich mich selbst innerhalb der westlichen Kultur („wir“) und mache deutlich, dass es einerseits einen Unterschied zu anderen Kulturen gibt und dass andererseits andere („ihr“, „sie“) mit „eurer“ bzw. „ihrer“ Kultur von der „unseren“ ausgegrenzt sind. Diese anderen müssen nicht immer zweifelsfrei definiert sein. Gerade die offene und unbestimmte Verwendung der Vorstellung von „anderen“ lässt Raum für die Abgrenzung in allen möglichen Situationen.

Das Problematische an Einteilungen in Kategorien sind also nicht in erster Linie die dadurch produzierten Ausschlüsse (wenn jemand nicht gleichzeitig Mann **und** Frau sein kann, nicht gleichzeitig weiß **und** of color, so stellt das prinzipiell noch kein Problem dar), sondern die durch Ausschlüsse erzeugten Ungleichheiten und Diskriminierung. Die gesellschaftlich höher bewertete Gruppe nimmt gegenüber der anderen, strikt von ihr abgegrenzten Kategorie eine Herrschaftsposition und überlegene Stellung ein. Außerdem dienen ganz bestimmte Vorstellungen und Zuschreibungen von Eigenschaften an die Mitglieder von kollektiven Gruppierungen wiederum dazu, die höher gestellte Kategorie gegenüber der anderen aufzuwerten. Klischees und erwartete Verhaltensweisen stellen oft ein wesentliches Element der Diskriminierung dar.

## 2.2. Achsen der Intersektionalität

Während die einzelnen Kategorien eines bestimmten Merkmales (Geschlecht, race, Klasse, Herkunft, etc.) nach außen hin geschlossen und für Mitglieder der gegenüberstehenden Kategorie undurchdringlich sind, können Einteilungen aufgrund verschiedener biologischer oder sozialer Merkmale sehr wohl miteinander korrelieren und tun dies in den meisten Fällen auch.

---

<sup>3</sup> vgl. Jacques Lacan (u.a. 2006)

Mitglieder der Kategorie „Frau“ sind demnach in ihrer Identitätszuschreibung nicht nur Frauen, sondern können gleichzeitig in anderen intersektionalen Kategorien verankert sein. Wenn ich hier von „Mitgliedern“ spreche, meine ich dies natürlich nicht im Verständnis einer freiwilligen, selbstgewählten Mitgliedschaft mit einem bestimmten Anfangs- und Endpunkt, die beliebig gewählt und somit auch jederzeit begonnen bzw. beendet werden kann. Ich verstehe den Begriff „Mitglied“ als oftmals starre Positionierung innerhalb verschiedener Kategorien der Gesellschaft, die (s.o.) durch Selbstzuschreibung oder durch Zuschreibung von außen passieren kann.

Aus einem privilegierten Standpunkt heraus, zum Beispiel also als Person mit „weißer“ Hautfarbe in einer westlichen Gesellschaft, werden genau jene Achsen der Intersektionalität meist vernachlässigt, in denen aufgrund der Zugehörigkeit zur gesellschaftlich höher bewerteten Gruppe keine Benachteiligung erlebt wird. Eine „weiße“ Frau der Mittelklasse in Europa empfindet wahrscheinlich eher eine Benachteiligung aufgrund ihres Geschlechts als dass sie in ihrem Umfeld wegen ihrer Hautfarbe Diskriminierung erleidet. Demnach nimmt sie die Kategorie des biologischen Geschlechts aus ihrem Standpunkt heraus als stärker Ausschluss erzeugend wahr als zum Beispiel Achsen wie Klasse oder race.

Genau dies wurde im sogenannten „Black Feminism“ von Theoretikerinnen wie bell hooks an der Frauenbewegung kritisiert. Nicht alle Frauen seien gleich, hätten dieselben Interessen oder erführen nur aufgrund ihres Geschlechts Diskriminierung. Bell hooks und andere feministische Wissenschaftlerinnen mit nichtweißer Hautfarbe zeigten den eingeschränkten Zugang auf, den die westliche Frauenbewegung zu Identitätskategorien hatte und forderten die Aufnahme anderer Analyse-kategorien von Ungleichheit wie eben race, ethnische Zugehörigkeit oder Klasse. Gleichzeitig wird deutlich, dass auf Ausschlüsse und Ungleichberechtigung oft erst aus einem bestimmten Standpunkt heraus – eben durch Zugehörigkeit zu ganz bestimmten diskriminierten Gruppen – aufmerksam gemacht werden kann.

### **2.3. The triple bind: dreifach gebunden**

Auch Minh-ha T. Trinh ist von diesen Kategorisierungen betroffen und macht sie in ihrem Text explizit zum Thema. Im Kapitel „Triple bind: dreifach gebunden“ spricht sie die Intersektionalität<sup>4</sup> an und

---

<sup>4</sup> zur Intersektionalität vgl auch die Theorie der Dreifachunterdrückung („Triple Oppression“): Combahee River Collective (1977)

problematisiert ihren eigenen Standpunkt als nichtweiße Frau in der Rolle einer Schriftstellerin in der Gesellschaft.

„Neither black/red/yellow nor woman but poet or writer. For many of us, the question of priorities remains a crucial issue. Being merely “a writer” without doubt ensures one a status of far greater weight than being “a woman of color who writes” ever does. [...] She who “happens to be” a (non-white) Third World member, a woman, and a writer is bound to go through the ordeal of exposing her work to the abuse of praises and criticisms that either ignore, dispense with, or overemphasize her racial and sexual attributes.” (Trinh 1989 S. 6)

„Nicht schwarz/rot/gelb und auch nicht Frau – sondern Dichterin oder Schriftstellerin. Für viele von uns bleibt die Frage der Prioritäten ein zentrales Thema. Nur eine „Schriftstellerin“ sein, sichert uns zweifellos einen weitaus gewichtigeren Status, als das Attribut „eine farbige Frau, die schreibt“ dies jemals könnte. [...] Die, die „zufälliger Weise“ ein (nichtweißes) Mitglied der Dritten Welt, eine Frau und Schreiberin ist, ist gezwungen, sich dem Gottesurteil zu stellen und ihr Werk der Schmähung von Lobeshymnen und Kritiken auszusetzen, die ihre ethnischen und sexuellen Merkmale entweder ignorieren und für belanglos erachten oder überbewerten.“ (Trinh 1989 dt. Übersetzung 2007 S. 3)

Ganz zentral in ihrer Aussage ist Trinh's Verständnis von einer Überschneidung der Kategorien. Sie selbst sieht sich aufgrund dreierlei zentraler Merkmale in der Gesellschaft verankert: als Frau, als nichtweißes Mitglied der Gesellschaft und als Schriftstellerin. Jede dieser drei Eigenschaften erzeugt einerseits die Zugehörigkeit zu einer, gleichzeitig aber auch den Ausschluss von einer anderen Gruppe. Als Frau nimmt Trinh eine von der höher gestellten Kategorie „Mann“ abgegrenzte Position ein, der innerhalb ihrer Gesellschaft bestimmte Rechte und Pflichten zukommen.

Eine Frau, die in die häusliche Sphäre gedrängt wird, während der Mann der Erwerbsarbeit nachgeht, hat bestimmte Aufgaben innerhalb der Familie zu erledigen wie zum Beispiel die Kindererziehung und -betreuung oder den Haushalt. Was bedeutet es also, nicht **nur** Frau zu sein, sondern gleichzeitig auch Schriftstellerin?

Wenn Trinh schreibt, **nur** Schriftsteller zu sein, würde ihr einen „weitaus gewichtigeren Status“ einbringen als gleichzeitig Frau, Schriftstellerin und nichtweißes Mitglied der Gesellschaft zu sein, bringt sie zum Ausdruck, dass sich die Achsen der Intersektionalität nicht nur gegenseitig beeinflussen, sondern in manchen Fällen auch verstärken bzw. abschwächen können. Der Beruf des/der Künstler/-in ist in unserer Gesellschaft in manchen sozialen Schichten zum Bei-

spiel höher bewertet als andere Erwerbstätigkeiten. In wieder anderen sozialen Schichten erfährt das Künstlertum allerdings eine negative Konnotation. Für Trinh, in einer Gesellschaft, in der die Mehrheit der Menschen nicht nur nicht lesen kann, sondern außerdem Lesen als reine Zeitverschwendung ansieht, ist das Dasein als Schriftsteller/-in somit von vornherein mit einer gewissen Frage von Schuld verbunden.

Wozu soll man/frau schreiben, für wen soll er/sie schreiben, wenn die Bücher in ihrem Ort nicht einmal verkauft werden, fragte auch Toni Cade Bambara (Trinh 1989 dt. Übersetzung 2007 S. 7). Schreiben stelle demnach neben den anderen Verpflichtungen innerhalb des Dorfes wie eben die Familie zu ernähren oder für einen Lebensunterhalt zu sorgen eine Luxusbeschäftigung dar, die für die Dorfgesellschaft weder notwendig noch sinnvoll sei.

Die durch gesellschaftliche Anerkennung entstehende Erlaubnis zu schreiben sei also aus Trinh's Verständnis heraus selbst für männliche Schriftsteller schwierig zu erlangen. Kommen hierzu allerdings noch andere Kategorien hinzu wie eben Frau-Sein oder nichtweiße-Frau-Sein wird diese Anerkennung zusätzlich erschwert. Trinh macht deutlich, dass all diese Identifikationskategorien den Schreibprozess maßgeblich beeinflussen. Beim Schreiben aus der Position einer nichtweißen Frau heraus könne sie weder ihre ethnische Herkunft oder die Erfahrungen, die sie als weibliches Mitglied der Gesellschaft gemacht hat, noch ihre Tätigkeit als Schriftstellerin ausklammern. Sowohl beim Lesen (also bei der Rezeption) als auch beim Schreiben (also bei der Produktion) steht man/frau vor den Fragen: „Wer schreibt? Und in welchem Kontext?“ (Trinh 1989 dt. Übersetzung 2007 S. 4)

Die Achsen der Intersektionalität müssen dabei keineswegs in gleichem Maße vertreten sein. Im Gegenteil, Trinh geht davon aus, dass auf eine oder mehrere von ihnen ein Schwerpunkt gelegt wird, dass eine oder mehrere von ihnen den Schreibprozess dominieren. Früher oder später, sagt sie, würde sich jede schreibende nichtweiße Frau in einer Situation wiederfinden, in der sie sich die Frage nach drei widerstreitenden Identitäten stellt. Aus welcher Position heraus schreibt sie? Als farbige Schriftstellerin? Als weibliche Schriftstellerin? Oder als farbige Frau? Diese drei Identitätskategorien können also in beliebige Zusammenhänge gebracht und miteinander kombiniert werden. Welche dieser Identitäten kommt zuerst? Welcher Identität fühlt sich die weibliche nichtweiße Schriftstellerin mehr verbunden? Schreibt sie hauptsächlich aus einer weiblichen Position heraus? Oder aus einer, die ihre Stellung als nichtweiße Person (egal ob männlich oder weib-

lich) in der Gesellschaft betont? Oder stehen diese beiden Identitäten für sie in einem untrennbaren Zusammenhang?

Auch bei der Bedeutung, die einem schriftstellerischen Werk nach seiner Veröffentlichung durch die Gesellschaft zukommt, gebe es aufgrund der drei identitätsstiftenden Faktoren (Frau, Schriftstellerin, nicht weiß) Unterschiede. Trinh geht davon aus, dass ein Werk in Lob oder Kritik die ethnischen und sexuellen Zugehörigkeiten seiner Verfasser/-innen entweder ignorieren, für belanglos erachten oder überbewerten. Im ersten Fall würde das Werk also ungeachtet seine-s/-r Verfasserin rezipiert, im zweiten Fall würde die Herkunft des/der Verfasser/-in und seine/ihre sexuelle Zugehörigkeit zwar hingenommen, aber als für das Werk belanglos abgetan und im dritten Fall fände eine Konzentration auf eben jene außertextlichen Merkmale statt.

Während es früher für nichtweiße Frauen möglich war, sich völlig mit ihrem Beruf als Schriftstellerin zu identifizieren, sei es heute von enormer Wichtigkeit für die Schreibenden selbst, ihre berufliche Tätigkeit, ihre ethnische Zugehörigkeit und ihre Position in einer zweigeschlechtlichen Gesellschaft zu hinterfragen und sich bewusst zu sein, dass erst aus dieser Stellung heraus geschrieben werden könne.

Das Schreiben passiere nicht mehr aus einer Machtposition heraus, in der sich der/die Verfasserin **über** den Text stellt und ihn als von sich unabhängig betrachtet, sondern der/die Schriftsteller/-in und seine/ihre Stellung in der Gesellschaft bedinge den Text maßgeblich. Trinh's Verständnis von Schreiben aus einer bestimmten Position heraus kann mit Donna Haraways Idee des „situated knowledge“ (1988) verglichen werden. Beide gehen davon aus, dass persönliche Faktoren der Schriftsteller/-innen und Wissensproduzent-en/-innen Einfluss auf ihre Texte nehmen.

„Being merely “a writer” without doubt ensures one a status of far greater weight than being “a woman of color who writes” ever does.” (Trinh 1989 S. 6)

Nur der Kategorie der Schreibenden anzugehören (egal ob männlich oder weiblich) würde eine-m/-r einen weitaus größeren Status einbringen als gleichzeitig in der Kategorie „weiblich“ und „of color“ eingeordnet zu sein. Mit dieser Aussage macht Trinh deutlich, inwieweit sich die unterschiedlichen Achsen der Diskriminierung gegenseitig verstärken können. Durch die Addition von gesellschaftlich als niedriger eingeordneten Merkmale würde der Status linear abnehmen. In ihrer Gesellschaft käme einem Mann in einem angemessenen Er-

werbsberuf das höchste Ansehen zu. Ein Mann in einem künstlerischen Beruf, eben als Schriftsteller, wäre gesellschaftlich schon etwas weniger privilegiert, er wäre durch seine männliche Vormachtstellung aber immer noch besser gestellt als eine Frau.

Eine Frau in Trinhs Auffassung von Gesellschaft sei einem Mann gegenüber immer sozial unterprivilegiert. Eine Schriftstellerin stünde in dieser Hierarchie noch eine Stufe unter der Frau als Mutter und Hausfrau. Eine Schriftstellerin of color hingegen sei demnach in dreifacher Weise an ihre Identität gebunden und durch sie belastet: Sie erfahre einerseits durch ihr weibliches Geschlecht in einer patriarchalen Gesellschaft Diskriminierung und Ungleichstellung, andererseits sei zusätzlich durch ihre ethnische Herkunft in einer dominant „weißen“ Gesellschaft unterdrückt und drittens komme sie durch ihre Tätigkeit als Schriftstellerin nicht an das gesellschaftliche Idealbild „Frau“ als Hausfrau und Mutter heran. Dieses Phänomen kann mit Trinhs Begriff „the triple bind“ bezeichnet werden, sozusagen eine dreifache Last, die jede weibliche nichtweiße Schriftstellerin aufgrund ihrer dreifach unterprivilegierten Identitätszuschreibungen zu tragen habe.

### 3. Weibliches Schreiben in der Geschichte

#### 3.1. Warum Frauen nicht schreiben oder: Schreiben ist männlich

Geschichtlich gesehen kann das Schreiben als Tätigkeit bezeichnet werden, die Männern vorbehalten war. Diese Ungleichheit passierte einerseits dadurch, dass Frauen in ihren Rollen als Hausfrauen und Mütter in den häufigsten Fällen der Zugang zu Bildung verwehrt wurde. Bildung, und somit das Erlernen von Lesen und Schreiben, wurde deswegen für Frauen als unnötig angesehen, weil sie ohnehin später keiner erwerbstätigen Arbeit nachgehen würden. Somit sei Bildung für sie reine Zeitverschwendung, da intellektuelle Fähigkeiten hinter dem Herd oder bei der Kinderbetreuung nicht benötigt würden und somit sinnlos wären.

Bis ins 19. Jahrhundert waren Frauen von der Hochschulbildung sogar per Gesetz ausgeschlossen. Erst durch die Frauenbewegung und der mit ihr einhergehenden Forderung nach Gleichberechtigung wurde das „Frauenstudium“ zu einem Schlagwort in ganz Europa. Beschränkt wurde der Zugang zu Hochschulen aber zum Beispiel in Österreich bis 1896 durch eine absurde Regelung, die Frauen nicht zur Matura zuließ. Und ohne Matura wiederum war keine Inskription an der Universität möglich. Für bestimmte Studienrichtungen (Medizin und Theologie) wurden Frauen noch um Jahrzehnte länger von der Hochschulbildung ausgeschlossen.<sup>5</sup>

Frauen hatten also entweder wenig bis keinen Zugang zu Bildung oder wenn doch, so nur im Selbststudium oder in Privatunterricht, der möglicherweise ihren Brüdern erteilt wurde und lernten dadurch in den seltensten Fällen Lesen und Schreiben.

Grund für den Ausschluss von Bildung kann in einem lange Zeit und häufig immer noch vorherrschenden gesellschaftlichen Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit und ihre damit einhergehenden Einteilung in private und öffentliche Sphäre gesehen werden. Während Männern bestimmte Eigenschaften wie Vernunftfähigkeit, Rationalität, **Be-herr**-schtheit und Urteilsfähigkeit zugeschrieben wurden, waren es bei Frauen die jeweils entgegengesetzten Merkmale wie Unvernunft, Emotionalität, Hysterie und Urteilsunvermögen, die sie als unfähig darstellten, sich intellektuell zu beschäftigen. Zusätzlich, aber auch aus genau jenen Gründen heraus, wurden Frauen in die häusliche

---

<sup>5</sup> vgl. Geschichte der Universität Wien: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/15.htm>

und private Sphäre zurückgedrängt, während sich Männer in der öffentlichen Sphäre und damit auch im öffentlichen Schreiben behaupteten.

Ein weiterer Grund, warum Frauen lange Zeit nicht oder zumindest nicht öffentlich schrieben, war der Zeitmangel in ihrem Arbeitsalltag. Auch Trinh sieht „das Konzept des „Schreibens“ [...] als unvereinbar mit dem Konzept der „Arbeit““. (Trinh 1989 dt. Übersetzung 2007 S. 7) Frauen hätten aufgrund ihrer häuslichen Tätigkeit entweder keine Zeit zu schreiben oder aber keine Möglichkeit dazu. Während sich Männer die Zeit nehmen können, sei es besonders schwierig für Frauen zu erklären, warum und mit welchem Recht sie sich ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen entziehen, um einer derart nutzlosen Tätigkeit nachzugehen, denn: Schreiben besitze „keinen eindeutig definierten Marktwert“. (ebd.)

Wenn Frauen nun doch der Tätigkeit des Schreibens nachkommen, sozusagen als einem Hobby neben den alltäglichen Verpflichtungen, so sei dies immer mit Schuld verbunden. Dieser Begriff der Schuld zieht sich ganz zentral wie ein roter Faden durch Trinh's Text, kommt aber auch bei anderen Schriftstellerinnen wie etwa Sylvia Plath, Gloria Anzaldúa oder Hattie Gossett zum Ausdruck, auf die sich Trinh mehrfach bezieht.

„Wo do you think you are [to be writing a book]? and [sic!] who cares what you think about anything enough to pay money for it ... a major position of your audience not only cant [sic!] read but seems to think readin [sic!] is a waste of time? plus [sic!] books like this arent [sic!] sold in the ghetto bookshops or even in airports?“ (Gossett 1981 zit. n. Trinh 1989 S 7)

Indem Trinh hier Hattie Gossett, eine afro-amerikanische Schriftstellerin, zitiert, bringt sie zum Ausdruck, dass besonders nichtweiße Frauen einer schlechter gestellten sozialen Schicht Schreiben häufig selbst als sinnlos ansehen. Wenn sie aber dennoch dieser Tätigkeit nachgehen, obwohl die meisten Leute in ihrem Umfeld so arm sind, dass sie sich die Bücher nicht einmal leisten könnten, müssen sie sich mit Selbstzweifeln und der Frage nach der Bedeutung ihrer Tätigkeit auseinandersetzen.

Wie können sich weibliche Schriftstellerinnen in unterprivilegierten Positionen selbst derart wichtig nehmen zu glauben, dass ihre Meinungen und Gedanken für andere von Interesse sind? In einer Gesellschaft der Arbeiter/-innenklasse, wo sogar Lesen als Zeitverschwendung angesehen wird, müsse doch Schreiben zwangsläufig als noch unsinniger verstanden werden.

„Who am I, a poor Chicanita from the sticks, to think I could write? How dare I even consider becoming a writer as I stooped over the tomato field, bending under the hot sun ...” (Gloria Anzaldúa 1981 zit n. Trinh 1989 S 8)

„Wer bin ich, dass ich denke, ich könnte schreiben?“, fragt Gloria Anzaldúa. Diese Problematisierung macht deutlich, dass Schreiben als Privileg verstanden wird, als eine Tätigkeit, für die es eine Rechtfertigung vor sich selbst und vor den Verpflichtungen gegenüber der Gesellschaft bedarf. Sich die Zeit zum Schreiben zu nehmen bedeutet gleichzeitig, nicht die anderen Aufgaben wie die Arbeit am Feld, etc. erledigen zu können. Hier bringt Trinh zum Ausdruck, dass Schreiben als Freizeitbeschäftigung, nicht aber als in ihrer Gesellschaft anerkannte Form von Erwerbsarbeit oder sozial erwünschter Tätigkeit verstanden wird. Die Arbeit am Feld muss erledigt, Kinder müssen betreut und der Haushalt geführt werden, was viel Zeit in Anspruch nimmt. Wie können sich dann Frauen das Recht herausnehmen, sich dieser sozialen Verpflichtungen zu entziehen, um zu schreiben, während alle anderen am Feld arbeiten? Tun sie es trotzdem, haben sie mit Schuldgefühlen zu kämpfen.

Auch Virginia Woolf, die in Trinh's Text zitiert wird, hatte mit diesem problematischen Ansatz von Schreiben zu kämpfen. In „A Room of One's Own“ (1989) erklärt sie, dass die Bedingungen für eine Frau zum Schreiben erst geschaffen werden einerseits durch Freizeit – im Sinne von freier Zeit abseits der familiären Verpflichtungen –, andererseits aber auch durch einen persönlichen Raum innerhalb des Hauses bzw. der Unterkunft, in der die Frau mit ihrer Familie lebt. Nur wenn die Frau einen „room of one's own“, also einen Raum für sich hat, in dem sie ihrer ganz privaten Beschäftigung nachgehen kann, wird für sie die Tätigkeit des Schreibens möglich. Zusätzlich zu dem Raum für sich müsse man einer Frau eine gewisse Summe an Geld geben, also ein geregeltes Einkommen, um das Schreiben zu ermöglichen.

### **3.2. Schreiben und Macht oder: Wie mündliche Erzählungen zu Wissenschaft werden**

Wissen ist Macht. Nur wer Zugang zu Informationen hat, kann sich an gesellschaftlichen Diskussionen beteiligen oder sich eine Meinung darüber bilden. Wer nichts über ein gewisses Thema weiß, kann dazu auch nichts sagen und bleibt somit ohne Mitsprachemöglichkeit. Jegliche Form von Wahrnehmung, von Wissensaneignung oder Reflexion

über bestimmte Sachverhalte passiert durch Sprache. Somit kommt der Sprache in der menschlichen Gesellschaft eine enorme Machtposition zu. Nur wenn über etwas gesprochen werden kann, ist es in unserem Weltbild vertreten. In unserer heutigen Zeit passiert der Zugang zu Informationen in den meisten Fällen nicht mehr, wie früher in dörflichen Gemeinschaften üblich, durch direkte mündliche Kommunikation, sondern durch schriftliche Informationen, die durch alle Arten von Medien an uns herangetragen werden. Somit bedeutet auch Schreiben Macht. Nur wer fähig ist, schriftliche Informationen zu verstehen oder selbst zu verfassen, kann sich selbst an öffentlichen Diskussionen, an Politik etc. beteiligen und erfährt vom Weltgeschehen. Vereinfacht und absolut gesagt bedeutet das: Nur wer lesen und schreiben kann, hat in der westlichen Welt die Möglichkeit, Einfluss auf das alltägliche Leben zu nehmen.

Trinh sieht die Sprache als männlich dominierte Sphäre an, vielleicht deswegen, weil lange Zeit fast ausschließlich Männer lesen und schreiben konnten und sich somit in dieser Hinsicht eine Herrschaftsposition erarbeitet haben. Beim Schreiben würden sich heutzutage viele weibliche Schriftstellerinnen oft im Widerstreit mit der Tatsache befinden, dass das „weiße Männliche“ meist als Norm vermittelt würde und die Sprache dazu diene, die etablierten Machtverhältnisse zu transportieren. (vgl. Trinh 1989 dt. Übersetzung 2007 S. 4)

In den dörflichen Gemeinschaften der sogenannten Dritte Welt Länder ist die Rate an Analphabet-en/-innen aus unterschiedlichen Gründen sehr hoch. Schulbildung erscheint einerseits oft als nicht leistbares Luxusgut, andererseits oft auch als unnötig und unmöglich, da die Mithilfe der jungen Familienmitglieder im Haushalt oder am Feld erforderlich ist. Außerdem ist der Zugang zu Bildung oft auch einfach aus logistischen Gründen nicht möglich. Wie weiter unten beschrieben, kommt manchen Leuten innerhalb der Gesellschaft, die sowohl lesen als auch schreiben können, dadurch die soziale Aufgabe de-s/-r öffentlichen Schreiber-s/-in zu.

In vielen Fällen passiert aber die Weitergabe von Wissen, Traditionen und die für die Gesellschaft wichtigen Lebensweisheiten durch mündliche Überlieferung von Generation zu Generation. Was Trinh als „storytelling“ (Trinh 1989 S. 123) bezeichnet, kann als Form von oral history gedeutet werden, die nicht nur alte Geschichten überliefert, sondern auch Wissen weitergibt und produziert. Die Geschichten („stories“) stünden dabei in engem Zusammenhang mit der Geschichte eines Volkes oder einer Person („history“). Die Wissensvermittler/-innen und -produzent/-innen bezeichnet Trinh einerseits als „keepers“,

andererseits als „transmitters“ (vgl. ebd. S 121-123). Es gebe also bestimmte Personen innerhalb einer Gesellschaft, die altes Wissen aufbewahren und andere, die dieses Wissen weitergeben. „Grandma’s Story“ nennt Trinh das vierte Kapitel ihres Buches (Trinh 1989 S. 119). Das Storytelling wird also zu einer privaten Tätigkeit innerhalb der Familie, die Überlieferinnen von Wissen sind oft weiblich und meist der älteren Generation angehörig.

Im Unterschied zu einem westlichen Verständnis von Wissenproduktion, das auf Vollständigkeit ausgerichtet ist und einen Wahrheitsanspruch erhebt, seien die mündlich überlieferten Geschichten, von denen Trinh spricht, sogar **größer** als die Wahrheit. Mit dieser Aussage erhebt sie die mündlichen Überlieferungen über die westliche Form von Theoriebildung. „Größer als die Wahrheit“ wird hier nicht im Sinne von unehrlichen Ausschmückungen der Geschichten verwendet, sondern bringt zum Ausdruck, dass die traditionelle oral history – obwohl sie in der westlichen Wissenschaft meist nicht anerkannt wird – sogar mehr leiste als andere Theoriegebilde.

Die Vermittlerinnen von Wissen in der Dritten Welt durch mündliche Überlieferungen seien meist Frauen. Das Erzählen werde dabei zu einem ganzheitlichen Erzählen. Diese Auffassung von Frauen als Wissensproduzentinnen steht im Gegensatz zu westlichen wissenschaftlichen Diskursen, die meist von Männern dominiert sind. Die Frage danach, wer zu Wort kommt, wem Beachtung geschenkt wird und wer auch in Texten anderer Theoretiker/-innen in Form von Zitaten Erwähnung findet, ist dabei eine ganz zentrale.

Frauen haben sich also, so Trinh, das mündliche Erzählen von Geschichten angeeignet, um Wissen zu behalten und weiterzugeben. Wie aber kann eine spezifisch weibliche Wissenproduktion in geschriebener Form aussehen?

### **3.3. Weiblich schreiben: unterschiedliche Konzepte**

Gibt es einen Unterschied in von Frauen geschaffener Literatur im Vergleich zu traditionellen Texten, die von Männern verfasst wurden? Mit welchen Konzepten versuchen Frauen aus der männlich besetzten Domäne des Schreibens auszubrechen, indem sie ihren eigenen, weiblichen Stil entwickeln? Sandra Gilbert und Susan Gubar versuchen in ihrem Buch „The Madwoman in the Attic“ (1979) eine Re-Lektüre von kanonisierten weiblichen Autorinnen hinsichtlich bestimmter wiederkehrender Bilder, an denen eine weibliche Tradition erkennbar sein könne. Ebenso wie Trinh in ihrem Text von Schuldgefühlen der

weiblichen Schriftstellerinnen spricht, gehen auch Gilbert und Gubar davon aus, dass sich Weiblichkeit und Autorinnenschaft in einer patriarchalen Kultur ausschließen. Frauen würden in den von Männern vorgegebenen Strukturen verhaftet bleiben, nicht gegen sie rebellieren, sondern Schuldgefühle entwickeln, weil sie glauben, den vor**herr**-schenden Ansprüchen nicht entsprechen zu können.

Während es in der Arbeit von Gilbert und Gubar also allgemein darum geht, dass Frauen sich Männern gegenüber dazu verpflichtet fühlen, bestimmten Erwartungen zu entsprechen, hat Trinh eine ähnliche Vorstellung dieser Schuldgefühle, die allerdings auf die Gesellschaft bezogen sind. Besonders in Dritte Welt Ländern, also als nichtweiße Frau in einer Gesellschaft, in der kollektive Arbeiten wie zum Beispiel Landwirtschaft zum Überleben der Gemeinschaft nötig sind, komme im Bereich des Schreibens am ehesten der Rolle de-s/-r öffentlichen Schreiber-s/-in eine für die Gesellschaft wichtige Bedeutung zu. Mit diesen Mitteln könne sich der/die Schreibende zumindest unterstützend den „eigenen Leuten“ (Trinh 1989 dt. Übersetzung 2007 S. 7) widmen. Indem der Großteil der Menschen in der dörflichen Gemeinschaft selbst weder lesen noch schreiben kann, aber hin und wieder eventuell schriftlichen Kontakt herstellen müsse bzw. mit Informationen in schriftlicher Form konfrontiert sei, würde Schreiben zu einer sozialen Aufgabe eine-s/-r öffentlichen Schreiber-s/-in.

Im französischen Differenzfeminismus des 20. Jahrhunderts haben mehrere französische feministische Theoretikerinnen eigene Konzepte entwickelt, wie sie aus der patriarchalen Ordnung des Schreibens ausbrechen können, um nicht mehr in einer vorgegebenen, von Männern dominierten Struktur verankert zu bleiben. Als Beispiele hierfür können Hélène Cixous, Luce Irigaray und Julia Kristeva genannt werden, die aus einem feministischen Ansatz heraus Konzepte entwickelt haben, wie sie Weiblichkeit in den Schreibprozess einbringen können. Aber auch Trinh hat einen ganz spezifischen Schreibstil, der sich vom männlich dominierten Mainstream abhebt.

Im Sinne des Differenzfeminismus wird ja gerade auf die unterschiedlichen Herangehensweisen von Männern und Frauen an bestimmte Sachverhalte und Tätigkeiten Wert gelegt. Frauen sind stolz, sich von Männern zu unterscheiden, bestimmte Fähigkeiten zu haben, die Männer nicht besitzen oder einfach einen anderen Umgang mit gewissen Dingen zu haben. Diese Unterschiede werden betont und kommen beim weiblichen Schreiben zum Einsatz, indem die Frauen ganz spezifisch weibliche Schreibstile und -methoden entwickeln.

Aus diesem Verständnis heraus entwickelte Hélène Cixous in Frankreich in den 1970er Jahren das Konzept der „écriture féminine“. Ein ganz eigener Prozess des Schreibflusses, der nur von Frauen vollzogen werden könne. Hélène Cixous kritisiert die Auffassung des Subjekts der Aufklärung, das sich als Individuum rein durch die Vernunft definiert sieht. In ihrem Konzept der écriture féminine geht es Cixous darum, Frauen durch Schreiben aus dem bisherigen Schweigen herauszuholen, zu dem sie durch die „symbolische Ordnung“<sup>6</sup> verurteilt waren. Dies solle dadurch geschehen, indem sie eine eigene weibliche Sprache entwickeln. Schreiben solle zur Reaktivierung des Weiblichen dienen, nicht mehr Macht und Vorherrschaft des „einen“ gegenüber dem „anderen“ zu thematisieren, sondern das „andere“ „anderes“ sein zu lassen. Anhand einer spezifisch weiblichen Schreibpraxis werden Texte von Frauen besonders rhythmisch gestaltet.

Von einem anderen Ansatz geht Luce Irigaray in ihrem Konzept „parler femme“ aus. Ihr war bei der Arbeit als Psychoanalytikerin aufgefallen, dass Männer, die unter Schizophrenie litten, selbst im Zustand des Wahnsinns noch ihr Sprachvermögen behielten, wohingegen Frauen verstummt oder ihre Leiden in körperlichen Symptomen zum Ausdruck kam. Sie schloss daraus, dass Frauen ihr Begehren im herrschenden Diskurs nicht auszudrücken vermögen und diagnostizierte eine sogenannte „Exilsituation“ des Weiblichen. Ausgangspunkt dafür sei der auf Identität und Gleichheit ausgelegte vorherrschende phallogozentrische Diskurs. (vgl. Irigaray 1974) Dem Weiblichen sei von der Antike an bis heute die Funktion des negativen Anderen des Mannes zugeschrieben worden. Das von Irigaray entwickelte Konzept „parler femme“ beinhaltet die Methoden „Mimesis spielen“ oder „zweite Syntax“. Dabei es um eine Ironisierung von Texten durch ständige Wiederholung. Memesis spielen heißt, in Rezensionen über für einen Diskurs wichtige Texte nicht zu analysieren, sondern durch spielerische Wiederholung zu kommentieren und in Frage zu stellen.

Als dritte feministische Schreiberin ist Julia Kristeva zu nennen, die eine poststrukturalistische Version der Linguistik betreibt, in der das Semiotische (Sprachzeichen, Lautbilder, Wortlaut) das Symbolische (Sinn- und Bedeutungseinheiten) konfrontiert und ersetzt. Das Diskursverfahren der ästhetischen Avantgarde (z.B. James Joyce, Franz Kafka) würde dadurch zu einem als weiblich erklärten Diskursverfahren, indem Diskurse keine Bedeutung mehr vermitteln, sondern eine bestimmte Produktionsweise betreffen. Während Cixous von einem

---

<sup>6</sup> vgl. Jacques Lacan u.a. 2006

spezifisch weiblichen Schreiben ausgeht, leugnet Kristeva, dass es ein solches gebe.

Andere Theoretikerinnen und Schriftstellerinnen besonders des Black Feminism wie zum Beispiel bell hooks oder hattie gosset greifen auf Konzepte der Schriftbildveränderung zurück, indem sie in ihren Texten jegliche Verwendung von Großbuchstaben vermeiden. Indem sogar die Anfangsbuchstaben ihrer Namen in Kleinbuchstaben geschrieben sind, bringen sie ihre Ablehnung gegenüber einem Verständnis von Bedeutungszuschreibung zum Ausdruck, das manche Begriffe wertend über andere stellt und ihnen mehr Anerkennung zukommen lässt. Der Nachname „hooks“ wird durch seine Kleinschreibung also auf dieselbe Ebene gestellt wie neutrale Dinge bezeichnende Wörter, die im Englischen ohnehin klein geschrieben werden. Im Deutschen ist diese Art von Ablehnung einer Hervorhebung durch die aufwendige Groß-/Klein-Rechtschreibung nicht in dem Maße nachvollziehbar wie im Englischen, da im Deutschen alle Substantive mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden. Im Englischen hingegen, das eine beinahe durchgängige Kleinschreibung aufweist, werden nur Eigennamen, Personen, Städte- oder Länderbezeichnungen, etc. und „I“ – also „ich“ – groß geschrieben, womit eine enorme Bedeutungszuschreibung an ebendiese Begriffe geschieht. Das „I“, also der/die „holder of speech“, wird unter den restlichen klein geschriebenen Wörtern hervorgehoben ebenso wie Eigennamen. Durch bell hooks und hattie gossetts System der allgemeinen Kleinschreibung wird zumindest im Sprachbild Gleichheit, um nicht von Gleichberechtigung zu sprechen, erreicht.

#### **3.4. Momente einer feministischen Schreibpraxis bei Trinh, Minh-ha T.**

Auch Trinh hat ein eigenes Konzept von weiblichem wissenschaftlichem Schreiben entwickelt. In „Women, Native, Other“ passiert eine spielerische Vermischung von wissenschaftlichem Diskurs und literarischem metaphorischem Schreibstil, wie er sonst üblicherweise in Prosa-Texten zu finden ist. Für mich, aus einer westlichen Sicht auf eine Form von Wissenschaft heraus, die lange Zeit einen Objektivitätsanspruch an wissenschaftliche Werke gestellt hat, erscheint diese Vermischung im ersten Moment sehr ungewöhnlich. Auch die Titel der einzelnen, teilweise sehr kurzen textlichen Passagen des Buches wirken auf den ersten Blick eher literarisch als wissenschaftlich im Sinne von neutral-objektiv. Titel wie „A Myth of mythology“ (S. 59-63) oder „The infinite play of empty mirrors“ (S. 22-28) haben nicht nur einen sehr rhythmischen Klang, sondern lassen – ohne den Inhalt

der Kapitel zu kennen – im ersten Moment wahrscheinlich eher auf prosaische Kurzgeschichten schließen als auf eine theoretische Abhandlung über weibliches Schreiben in der Dritten Welt.

Und eben dieser Begriff der theoretischen Abhandlung lässt in meinem Kopf ein Bild über ein sehr sachlich bis nüchtern gehaltenes Werk entstehen, was auf eine derartige Verwendung des Begriffes im westlichen universitären Diskurs schließen lässt. Wenn man/frau Trinh Schreibstil allerdings aus dem Verständnis von Donna Haraways Standpunkttheorie (1988) betrachtet, so erscheint die Verwendung des Pronomens „ich“ in einem wissenschaftlichen Text im Sinne der Wissensproduktion schon weitaus weniger unkonventionell.

Dennoch entwickelt Trinh ihren ganz eigenen Stil, lässt immer wieder traditionelle Geschichten und Gedichte einfließen und setzt ganz zu Beginn ihres Buches die geschichtenartige Beschreibung eines gewöhnlichen Tages „in a remote village“, eventuell, um ihre eigene Positionierung und Herkunft zu beschreiben:

„In a remote village, people have decided to get together to discuss certain matters of capital importance to the well-being of their community. [...] Things proceed smoothly as usual, and the discussion does not have to begin at a precise time, since it does not break in on daily village life but slips naturally into it. A mother continues to bathe her child amidst the group; two men go on playing a game they have started; a woman finishes braiding another woman's hair. These activities do not prevent their listening or intervening when necessary.” (Trinh 1989 S. 1)

„In einem entlegenen Dorf haben die Menschen vereinbart sich zu treffen, um einige wichtige Fragen für das Wohlergehen der Gemeinschaft zu besprechen. [...] Alles verläuft in Ruhe, wie üblich; die Aussprache muss nicht unbedingt zu einer festgelegten Uhrzeit beginnen. Sie bricht nicht über das Dorf herein, sondern fügt sich ganz natürlich in das Alltagsleben ein: Mitten in der Versammlung badet eine Mutter weiter ihr Kind; zwei Männer setzen das Spiel fort, das sie begonnen haben; eine Frau flicht einer anderen die Haare zu Ende. All diese Tätigkeiten halten niemanden davon ab, der Debatte zu folgen oder, wenn nötig, an ihr teilzunehmen.“ (Trinh 1989 dt. Übersetzung 2007 S. 1)

Hier bringt Trinh zum Ausdruck, auf welche Weise in einer traditionellen dörflichen Gemeinschaft Wissen produziert und über wichtige Dinge gesprochen werden. Ganz im Gegensatz zu einem westlichen Verständnis von der Art, wie wichtige Mitteilungen an das Volk gemacht werden, passiert hier mündliche Kommunikation direkt von den Sprechern an die Dorfbewohner und nicht, wie für uns üblich, mittels eines schriftlichen Akts, einer Verordnung auf Papier, die an jeden

Haushalt geschickt wird oder ähnliches. Wissen wird hier nicht autoritär produziert, niemand wird von seiner/ihrer gerade durchgeführten Tätigkeit abgehalten, die Versammlung muss nicht einmal zu einem bestimmten Zeitpunkt beginnen, außerdem können alle, die es für nötig halten, an der Debatte teilnehmen.

Gerade dieses Verständnis von Wissensproduktion im Sinne einer Debatte, bei der viele Menschen zu Wort kommen oder zumindest die Möglichkeit dazu haben, falls sie es für wichtig erachten, scheint zentral für Trinh's Anliegen an ihren eigenen Text zu sein, was auch dadurch verstärkt wird, dass sie diese Beschreibung einer Versammlung zu wichtigen Themen an den Beginn ihres Buches stellt. Auch sie selbst lässt in ihrem Text viele verschiedene Theoretiker/-innen zu Wort kommen, stellt Zen-Sprüche den Aussagen von allgemein anerkannten Wissenschaftlerinnen gegenüber und schafft so ein bunt durchgemischtes Bild von Diskursen und Zitaten, die üblicherweise niemals miteinander in Verbindung gebracht würden. Namen von völlig unbekanntem Autorinnen<sup>7</sup> werden in Trinh's Argumentation an so bedeutungsvolle wie Sartre oder Lévi-Strauss gereiht. Auch auf diese Weise lässt sich, ähnlich dem Konzept von bell hooks oder Hattie Gossett, der Diskurs von privilegierten Wissenschaftler-n/-innen hin zu einem eher gleichberechtigten Auftreten von verschiedenen Meinungen verschieben. Die Frage „Wer spricht?“ ist üblicherweise zentral für Bedeutungszuschreibungen. Indem innerhalb bestimmter Diskurse immer wiederkehrend die Namen bestimmter Theoretiker/-innen erwähnt werden, kommt genau diesen Theoretiker-n/-innen eine enorme Machtposition zu.

Durch Trinh's Verschiebung von der Erwähnung der ständig im diskursiven Rahmen auftretenden bekannten Namen hin zu einer Vermischung von Aussagen unbekannter **und** bedeutungsschwerer Personen, zeigt sie auf, wie vorherrschende Positionen innerhalb von Wissenschaft überhaupt erst produziert werden. Wer in theoretischen Texten zu bestimmten Themen nie zu Wort kommt, hat in dieser Wissenschaft keinen bis einen überaus geringen Stellenwert und somit auch keine Macht. Die selten erwähnten Namen werden demnach zu Personen ohne Bedeutung, wie eben jene, die Trinh in ihrem Text zu Wort kommen lässt, über die aber nicht einmal das (scheinbar allwissende) Internet Informationen zu haben scheint.

Die Frage, wer innerhalb bestimmter wissenschaftlicher Diskurse Erwähnung findet, in welchem Zusammenhang und wie oft er/sie zitiert

---

<sup>7</sup> nicht einmal google liefert Ergebnisse

wird, ist ganz zentral an der Herstellung von Machtpositionen beteiligt. Indem traditionell in wissenschaftlichen Texten hauptsächlich Männer zitiert wurden, werden Frauen aus der Wissensproduktion ausgeschlossen. Trinh nimmt eine spielerische Position ein, zitiert teilweise im Text selbst vollständig mit Vor- und Nachnamen oder erwähnt andere, üblicherweise bedeutsame Theoretiker nur in Fußnoten bzw. im Text als „the great master“ ohne aber den Namen dieses „Masters“ – und dies kann sicher zu einem gewissen Grad als ironische Bezeichnung verstanden werden – zu nennen. Durch diese ungewöhnliche Art des Zitierens stellt Trinh das westliche Verständnis von vorherrschenden Wissenschaftsdiskursen kritisch in Frage.

## 4. Zusammenfassung

In dieser Arbeit habe ich versucht, feministische Momente in Trinh's Text „Women, Native, Other. Writing Postcoloniality and Feminism.“ herauszuarbeiten und sie mit den Konzepten weiblichen Schreibens bei anderen Theoretikerinnen in Verbindung zu setzen. Trinh verfügt über ganz eigene Methoden, bestimmte vorherrschende Diskurse durch die Verbindung von Argumenten einerseits unbekannter, andererseits in gewissen Wissenschaften bedeutungsvoller Schriftsteller/-innen und Theoretiker/-innen zu verschieben.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Trinh die Tätigkeit des Schreibens als von einem ganz spezifischen Standpunkt ausgehend betrachtet, der eng mit den Zuweisungen in bestimmte Kategorien (Frau, nichtweiß, Dritte Welt) verbunden ist. Sie zeigt in ihrem Text auf, inwiefern sich die verschiedenen Achsen von Identitätskategorisierungen gegenseitig überlappen und beeinflussen und macht deutlich, dass eine weibliche nichtweiße und dadurch doppelt benachteiligte Schriftstellerin durch ihre Position in der Gesellschaft aus einem anderen Standpunkt heraus schreibt und mit anderen Problemen zu kämpfen hat als zum Beispiel ein männlicher Schriftsteller.

Die Frage, warum für viele weibliche Schriftstellerinnen besonders in der Dritten Welt ihre Autorinnenschaft mit einem Schuldgefühl gegenüber der gesellschaftlichen Gemeinschaft einhergeht, ist in Trinh's Text ganz zentral. Ich habe in meiner Arbeit versucht, diese Fragestellung anhand von Beispielen anderer weiblicher Schriftstellerin zu thematisieren und in Verbindung mit den Erklärungsmodellen von Gilbert und Gubar zu bringen.

Auf den Begriff der Dritten Welt, den Trinh in „Women, Native, Other“ in einer sicher kritischen und provokativen Form als Selbstbezeichnung verwendet und diskutiert, bin ich in dieser Arbeit aufgrund meiner Fokussierung auf feministische Momente beim weiblichen Schreiben nicht näher eingegangen. Trinh's Verständnis von der Dritten Welt, dem sicher eine sehr bedeutsame Stellung innerhalb ihres Textes zukommt, könnte und sollte in einer weiteren Arbeit thematisiert werden.

## 5. Quellenverzeichnis

- Anzaldúa, Gloria (1981): „Speaking in Tongues: A Letter to 3<sup>rd</sup> World Women Writers.” In: “This Bridge Called My Back: Writings by Radical Women of Color.” Watertown / Massachusetts, Persephone Press, S. 166.
- Cixous, Hélène (1979): „Vivre l’orange.” Paris, Des Femmes.
- Combahee River Collective (1977): „A Black Feminist Statement.“ In: Eisenstein, Zillah (Hrsg.) (1978): „Capitalist Patriarchy and the Case For Social Feminism.” New York, Monthly Review Press.
- De Saussure, Ferdinand (1916): „Cours de linguistique générale.” Deutsche Erstausgabe (1931): „Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft.“ 3. Aufl. (2001): Berlin, Gryter.
- Geschichte der Universität Wien: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/15.htm>, Zugriff: 2. April 2008.
- Gilbert, Sandra / Gubar, Susan (1979): „The Madwoman in the Attic.” Yale University Press.
- gossett, hattie (1981): „Who Told You Anybody Wants To Hear From You? You Ain’t Nothing But a Black Woman!” In: Morraga, Cherie / Anzaldúa, Gloria (Hrsg.innen): „This Bridge Called My Back: Writings by Radical Women of Color.” Watertown / Massachusetts, Persephone Press, S. 175.
- Haraway, Donna (1988): „Situated knowledges: the science question in feminism and the privilege of partial perspective” In: „Feminist studies” 14/03, S.575-99.
- hooks, bell (1981): „Ain’t I A Woman? Black Women and Feminism.” Boston, South End Press.
- Irigaray, Luce (1971): „Speculum.” Paris, Éditions de Minuit.
- Lacan, Jacques (u.a. 2006) : „Namen-des-Vates.“ Wien, Turia+ Kant.
- Plath, Sylvia (1968): „The Colossus.” New York, Vintage.

Trinh, Minh-ha T. (1989): „Women, Native, Other. Writing Postcoloniality and Feminism.“ Bloomington / Indianapolis, Indiana University Press.

Trinh, Minh-ha T. (1989 dt. Übersetzung 2007 / unveröffentlicht): „Women, Native, Other. Writing Postcoloniality and Feminism.“ Übersetzt von ?

Woolf, Virginia (1989): „A Room of One’s Own.“ Harvest Books, erstmals publiziert 1929.

Titelbild: <http://www.trinhminh-ha.com/>, Zugriff: 29. April 2008.

This document was created with Win2PDF available at <http://www.win2pdf.com>.  
The unregistered version of Win2PDF is for evaluation or non-commercial use only.  
This page will not be added after purchasing Win2PDF.